

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 6

Artikel: Die Entscheidung [Fortsetzung folgt]

Autor: Bosshart, Jakob

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634889>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Sennep'sche in Sport und Bild

Nr. 6
XIX. Jahrgang
1929

Bern,
9. Februar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern. — Telephon Bollwerk 3379.

Das Kind.

Von Ida Frohnmeier.

Das hätt ich nimmer doch gedacht,
Daß, weil zwei Augen aufgewacht,
Erklungen ist ein leiser Schrei,
Das Leben nur ein Seiern sei.

Ein zartes, südmales Angesicht,
Goldblonde Härchen, weich und dicht,
Ein Lächeln um den roten Mund,
Ein Leuchten in den Augen rund . . .

Bist du der Sonne golden Kind?
Ein Rosenblatt, verweht vom Wind?
Mein bist du, mein! für mich erwacht,
Mein Kindchen, das mich selig macht.

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Bochhart.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 6

So vergingen Wochen und Monate. Tildes Zeit ging ihrem Ende entgegen. Einmal fragte sie in ihrer Beklemmung ihren Mann: „Ist es furchtbar schwer?“

„Was?“ forschte er.

„Du weißt es ja schon!“

Natürlich wußte er es und er hielt es für zweitmäßig, sie mit kühlen Worten, ein wenig von oben herab, zu beschwichtigen: „Junge Frauen meinen immer, gebären sei etwas Außerordentliches und Gefährliches, sie bedenken nicht, daß auf Erden in jeder Sekunde ein Mensch zur Welt kommt und wie selten es geschieht, daß dem Menschen die Mutter gleich in der ersten Stunde genommen wird.“ Lachend fügte er hinzu: „Wäre die Gefahr so groß, so würden die Geburten, dessen bin ich ganz sicher, nicht mehr nach Sekunden, sondern nach Jahren zählen.“

Diese Aufklärung, die noch ironischer ausgefallen war, als Doktor Niederer beabsichtigt hatte, verlebte Tilde. Gebären sollte etwas ganz Gewöhnliches sein? Sie empfand das Werden eines Menschen als etwas Wunderbares und betrachtete sich selber, seit sie mit dem Kinde ging, als geweiht. „Oh, ihr Arzte!“ seufzte sie, „könnst ihr denn nicht mehr natürlich empfinden?“ Dann kam ihr ein erschreckender Einwand: „Du hast vom Werden gesprochen, wie aber ist es mit dem Sterben? Wird in jeder Sekunde geboren, so wird wohl auch in jeder Sekunde gestorben?“

„Gewiß, du Frauenlogikerin! Daß der Mensch sterbe, ist ein Gesetz, aber daß er an einer Geburt sterbe, ist glücklicherweise eine seltene Ausnahme.“ Er hatte das in spöttisch überlegenem Tone vorgebracht, aber er war sehr beunruhigt: er wußte nun, daß Tilde von Todesgedanken heimgesucht wurde. Er zog sich in sein Studierzimmer zurück

und nahm, einem bestimmten Gedankengang folgend, ein Handbuch der Geburtshilfe aus einem Regal, legte es aber unaufgeschlagen auf den Tisch. „Toren, die wir sind! Was mich einst an ihr entzückte, ihre fadenschlanke Gestalt, könnte in Verbindung mit der Herzschwäche ihr Verhängnis werden“, grübelte er. Er setzte sich und nahm den Kopf zwischen die Hände: „Wenn Tilde sterbe? Oder das Kind? Oder beide zugleich!“ Und dann troh gegen seinen Willen etwas Garstiges, Krötiges in ihm auf, durch dunkle Fäden verbunden mit einer Villa, einem Geldschrank und dicken Bündeln von Wertschriften. Aus einer abgründigen Tiefe stieg es empor und verlangte nach Ausdruck. Er kämpfte die Worte nieder, suchte die Kröte unbenannt wieder hinabzustoßen, dort hinunter, woher sie gekommen war, in seinen bösen Winkel. Da der Kampf in den engen Wänden aussichtslos war, griff er zum Hut und floh ins Freie. In einem weiten Bogen umging er das Städtchen und spähte, um sich abzulenken, nach den ersten Zeichen des Frühlings, die da und dort in Hecken, an Rainen und unter lebhaftigem Laub sich hervorwagten, denn man war schon in den März eingetreten.

„Der Rudud hole diese falsche Sentimentalität!“ stieß er plötzlich hervor. „Warum sollte man sich über diese Dinge keine Gedanken machen? Das verbieten nur wir uns, die sogenannten Gebildeten. Ein Bauer würde ruhig darüber sprechen, wie über Heuausschlag und Kälberpreise.“

Auf der Rückkehr kam er am Hause des Notars Maag vorbei. Er hätte auch einen anderen Weg einschlagen können. Man wird oft geheimnisvoll geführt. Der Notar war in seinem Garten und schnitt ein Pfauenhäubchen zurück. Doktor Niederer, der mit ihm gut bekannt, fast befreundet

war — er hatte ihn als Junggeselle oft am Stammtisch in der „Sonne“ getroffen — begann über den Gartenzaun ein Gespräch in scherzendem Tone, wie es der beiden Gewohnheit war: „Soll ich Ihnen bei der gefährlichen Operation assistieren?“

„Oh, nein, verehrter Freund, aber Sie können lernen, wie man eine Verjüngungskur macht.“

„Gewiß! Das heißt, wie Sie sie machen“, gab der Doktor spöttisch zurück, „Heil Ihrem Patienten!“

„Sie werden doch den da nicht beklagen?“

„Beklagen? Im Gegenteil, ich beneide ihn! Er hat einen großen Vorteil.“

„Der wäre?“

„Er hat nicht weit zum Notar, wenn er sein Testament machen will.“

„Der denkt noch lang nicht an ein Testament. Nächstes Jahr schickt er Ihnen ein Körbchen Pfauen für Ihre liebe Frau.“

„Ich danke Ihnen jetzt schon dafür. Hoffentlich kann sie sie auch in Gesundheit essen.“

„Was wollen Sie damit sagen? Ist Ihnen das Spaßen auf einmal vergangen? Wo fehlt es?“

„Haben Sie meine Frau nie gesehen in den letzten Wochen?“

„Ei ja“, besann sich der Notar, „auf wann ist Termin angesezt?“

„Scherzen Sie nicht, ich bin nämlich sehr beunruhigt.“

„Ich verstehe, ich verstehe das sehr wohl! Es ginge mir nicht anders. Ich nehme an, Sie haben alles für alle Fälle geordnet?“

„Wie meinen Sie das?“

„Nun, so eine kleine Schrift...“

„Verzeihen Sie, daran haben wir nicht gedacht.“

„Um so schlimmer! Ich habe Sie aber eben wirklich ein wenig im Verdacht gehabt, wegen eines Testamentes hergekommen zu sein. Das Wort lag Ihnen offenbar weit vorn auf der Zunge.“

„Sie sind fühl im Kombinieren! Ist Saul unter die Propheten gegangen? Ich werde mich hüten, meine ängstliche und feinfühlige Frau mit Testament und Notar zu erschrecken. Ihre Gedanken sind so schon düster genug!“

„Es ist gar nicht nötig, daß ein Notar dabei sei: sie schreibt ihre letzten Wünsche eigenhändig nieder, setzt Ort, Datum und Namen darunter, und der Wille ist fest.“

„Ich bitte Sie, reden wir nicht weiter davon. Sie seien bei mir wirklich Gedanken voraus, die mir ferne liegen.“

„Entschuldigen Sie, aber die Gedanken sollten Sie haben! Indessen handeln Sie nach Gutdünken!“ erwiderte der Notar etwas verlebt. „Ich wollte Sie nur als Freund auf eine nicht unwichtige Sache aufmerksam machen.“

Dem Doktor war ganz heiß, als er den Notar verließ. Er hätte sich die Stirne einschlagen mögen. „Er ist ein Spitzbübe, dieser Notar! Und ich ein Tölpel! Nun meint er wirklich, ich habe ihn wegen des Testaments befragen wollen!“ Hastig schritt er das Städtchen hinunter. „Schließlich ist es ja wahr!“ überlegte er im Gehen, „es ist mir heute manches Krause Zeug durch den Kopf gefahren. Aber wären andere davon verschont geblieben? Nein, jedem wären diese Gedanken gekommen, jedem. Der Mensch hat einen ekelhaften Bodensatz. Aber dafür ist er nicht verantwort-

lich. Der Bodensatz ist der überwundene Mensch, er zeugt von gewonnenem Kampf, er ist eine Siegestrophäe.“ Sein Blick fiel auf das Treibhaus des Gärtners Zander. Er trat ein und nahm eine Azalee für Tilde mit, die teuerste, die es gab. Mit einem liebreichen Worte stellte er ihr das heiße Sträuchlein auf den Arbeitstisch, und der Tag endigte gut. Von einem Testament sprach Albert Tilde nie.

In beiden wühlte die Angst weiter. Am folgenden Morgen erzählte Tilde, sie habe im Traum eine schwarze Raube gejagt, das böse Tier habe sie ins Bein gekrakzt. Was das wohl bedeute? Sie hatte sich zwar schon eine Erklärung gegeben, aber sie wollte ihre Angst von dem kühüberlegenden Manne lächerlich machen lassen. Er erfüllte denn auch ihre Erwartung, aber, wie ihr schien, nicht mit der ihm eigenen Überzeugungskraft und Spöttergabe.

Bevor er auf die Praxis ging, sagte er zu ihr: „Hänge deinem Traum nicht etwa nach! Man soll Träume überhaupt nicht ernst nehmen. Man gibt ihnen heutzutage eine Bedeutung, die sie keineswegs verdienen.“ Sie dachte dennoch den ganzen Tag an die schwarze Raube. Am Abend brachte der Doktor das Gespräch auf Tildes bevorstehende Niederkunft. Er legte es ihr nahe, ins Spital zu gehen, wo alle Gewähr für eine glückliche Entbindung gegeben sei. Aber davon wollte sie nichts wissen. Ob sie denn nicht ihn habe? Oder ob es so schlimm mit ihr stehe, daß ihm, dem gesuchten Arzt, die Aufgabe zu schwer scheine? Er mußte es aufgeben, um sie nicht noch mehr zu ängstigen. Im Bett, vor dem Einschlafen, streckte Tilde ihre Hand zu ihm hinüber und flüsterte: „Sag, Albert, leidet man stark, wenn man stirbt?“

Er schoß erschrockt in die Höhe: „Sichst du, du hast doch den ganzen Tag an die verfluchte Raube gedacht! Welche Torheit! Du wirst noch lange, lange leben, mein Kind, viel länger als ich! Träumt man vom Tod, so ist es nie der eigene. Und was das Sterben anbelangt, so ist es töricht, sich davor zu fürchten, man leidet gar nicht dabei, so wenig, wie man beim Einschlafen leidet.“

„Wer weiß das?“

„Alle, die man wieder zum Leben erwacht hat, bezeugen es, bewußtlos aus dem Wasser oder einer Lawine gezogene, von Gasen betäubte. Sie sprechen sogar von Lustgefühlen als ihren letzten Empfindungen.“

„Aber die waren eben noch nicht gestorben.“

„Sie waren schon über der Schwelle, man hat sie nur wieder rückwärts gezogen, jenseits hätten sie nichts mehr empfunden.“

Das Wort „jenseits“ erweckte in ihr Vorstellungen von einem fünfzigen Dasein, die sich in ihrem Verstand mit einem endgültigen Auslöschen des Fühlens im Sterben nicht vereinbaren ließen; aber da er nie über diese Dinge mit ihr sprach, ging sie auf dem betretenen Weg weiter: „Mag sein, daß man beim Sterben nichts fühlt, aber vorher?“

„Warum quälst du dich so?“ tadelte er sie, nervös werdend. „Gewiß, ohne Schmerzen kommt man nicht durchs Leben. Aber sag selber: Was ist Schmerz in der Erinnerung? Ist es nicht fast Lust? Also, ängstige dich nicht wegen des Sterbens und nicht wegen der Schmerzen, sei meine tapfere kleine Frau, des Kindes würdig, das wir erwarten, und bedenke, daß ich Arzt bin und dir zur Seite stehe.“

„Ich will mir Mühe geben!“ sagte sie.

„Versprich es mir.“

„Ich verspreche es dir! Du sollst mit mir zufrieden sein.“

Von da an nahmen sich beide Eheleute voreinander in acht, keines wollte dem andern seine Besorgnisse verraten. Säßen sie am Abend beisammen, so scherzten sie, erzählten sich heitere Dinge, lasen Fritz Reuter oder spielten eine Partie Domino, und war auch ihr Lächeln alles eher als ungezwungen, sie wollten nicht darum wissen. Die Haushälterin, die sich durch ihre lange Erfahrung für berechtigt hielt, allem Familienglück einen Zweifel anzuhängen, dachte manchmal: Sie haben sogar in der ersten Woche nicht soviel gegurrt wie jetzt. Was steht wohl dahinter?

An einem Abend machte Doktor Niederer seiner Frau den Vorschlag, Olga Schläpfer kommen zu lassen. Er selber könne wegen seiner Praxis nicht immer um sie sein, sie brauche aber Gesellschaft und Olgas stilles, ruhiges, innerlich keiteres Wesen würde ihr wohlthun. Er hatte den Glauben, Olga sei da, um ihm in allen schwierigen Lagen die Hand zu reichen. Aber bevor die Freundin ankam, erhob sich das Schicksal.

Tilde nahm sich so zusammen, daß ihr Doktor Niederer am ersten Tage, da sich bei ihr die Wehen einstellten, nichts anmerkte. Sie hoffte heimlich, sie werde ohne fremde Hilfe gebären und damit Albert etwas beschämen können. Er sollte sehen, ob sie ihres Kindes würdig sei. Sie ertrug in seiner Gegenwart die Schmerzen mit einer lächelnden Tapferkeit, die dem zarten Geschöpf nicht zuzutrauen war. War er weg, so schloß sie sich in ihr Schlafzimmer ein und stöhnte in ein Kissen, so daß auch die Haushälterin nichts merkte.

In der Nacht freilich vermochte Tilde ihren Zustand nicht mehr zu verheimlichen und ihre stolze Hoffnung zu wahren. Albert machte ihr nochmals den Vorschlag, sie ins Spital zu bringen, aber sie wies ihn fest zurück wie das erstmal. Er durfte nicht glauben, daß sie an seiner Kunst zweifle. „Du hast schon so vielen aus der Not geholfen“, sagte sie, „du wirst auch mir helfen. Und ich habe jetzt gar keine Furcht mehr, ich weiß, daß es gut gehen wird. Da ist es doch keine Kunst, tapfer zu sein, gelt? Und im Spital würde ich mich so schämen!“ Daß sie weinen der Schmerzen, die sie manchmal überfielen, Angst vor der dreistündigen Wagenfahrt ha'te, verschwieg sie. Doktor Niederer führte, daß in dieser Minute eine schwere Entscheidung fiel, und eine Stimme riet ihm, Tildes Los ganz in ihre Hand zu legen, damit ihm niemand später einen Vorwurf machen könnte. „Willst du dich denn blindlings mir anvertrauen?“ fragte er sie zweit-, dreimal. Aus ihren Qualen schrie sie ihm ihr „Ja“ heftig entgegen. „Gut also!“ erwiderte er. Am Morgen kam die Hebammme ins Haus, eine rüstige, immer getroste Frau. „Nur etwas Mut zwischen die Finger nehmen“, sprach sie Tilde zu. „Mir ist noch keines verunglückt!“ Die Zuversicht der Frau teilte sich auch Tilde mit. Doktor Niederer selber fühlte sich gestärkt, wenn er sich auch den Anschein gab, Stärkung durchaus nicht nötig zu haben.



† Kunstmaler Albert Trachsel: Selbstbildnis.

Aber der zweite Tag und die zweite Nacht, Stunden furchtbaren Wartens und wachsender Angst schleppten sich vorbei, ohne die Erlösung zu bringen. Das ganze Haus war am dritten Tag ermattet, überwacht, niedergeschlagen, schwarzerisch, der Verzweiflung nahe. Die weise Frau behauptete zwar, sie habe einmal eine Geburt verbeistanden, die sich durch vier Tage hindurchgezogen habe und doch schließlich für Mutter und Kind glücklich verlaufen sei. Aber das log sie, um Tilde Mut zu machen. Auch Doktor Niederer hatte seine Festigkeit verloren. Er sah, wie Tildes Kraft sich in dem immer wieder einsetzenden Kampf auftrieb, er fühlte ihren Puls erlahmen und selbst ihren Willen, ja, ihre Liebe zerbröckeln. Einmal, als die Hebammme sich in ein anderes Zimmer begeben hatte, um ein wenig zu ruhen, schrie sie: „Wie wieder würde ich heiraten, wenn ich nochmals die Wahl hätte!“ Er faßte ihre Hände: „Sei tapfer, mein Kind, sei ein Mann!“ Er wußte nicht, was er schwatzte. Sie bebefann sich auf ihren Mut und widerrief ihr Wort. Sie hatte ihm ja nicht wehtun wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Kunst in Bern.

So hell erschien uns der große Saal der Berner Kunsthalle schon lange nicht mehr, so hell und licht, und auch der schwärzumflorte Lorbeerkrantz, der in der Vorhalle zu Füßen des Bildnisses des so tragisch gerade am Tage der Eröffnung seiner ersten größern Ausstellung Dahingeschiedenen, Symbol der Trauer, kann diese lichte Stimmung nicht trüben. Wir treten ein und sehen uns vor allem die Selbstbildnisse